

## **Beruf als Berufung? – Die Arbeitswelt bürgerlicher Männer in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts**

„Hier ruht in Frieden nach einem rastlos thätigen Leben Aug. Wilhelm Elbers, 1826-1885“

Diese Inschrift findet sich auf dem Grabstein in der Familiengruft der Hagener Tuchfabrikantendynastie Elbers. August Wilhelm, der an einer Blinddarmentzündung starb, leitete zum Zeitpunkt seines Todes in der dritten Generation zusammen mit seinen beiden Brüdern das Familienunternehmen.<sup>1</sup>

In der Formel des „rastlos thätigen Lebens“, die sich so oder so ähnlich nicht nur auf diesem Grabstein finden lässt, drückt sich offenbar das zentrale Qualitätsmerkmal eines männlichen Bürgers gegen Ende des 19. Jahrhunderts aus.

Rastlos thätig sein – darin spiegelt sich ein bürgerliches Arbeitsethos wider, das seit der Aufklärung eine spezifische Ausprägung gewann. Arbeit und Bildung, darüber definierte sich die soziale Formation des Bürgertums und grenzte sich damit gegen den Adel und die unteren Schichten ab. Im Laufe des 19. Jahrhunderts mit der Entwicklung des Industriekapitalismus erfuhr das bürgerliche Arbeitsethos noch eine Dynamisierung.<sup>2</sup> Die Dimension der Zeitökonomie trat verstärkt hinzu; Zeit sollte sinnvoll genutzt und keinesfalls verschwendet werden. Das Arbeitsethos wurde zu einem Leistungsethos, das mit den daran gekoppelten Komplementärtugenden wie ökonomische Zeiteinteilung, strikte Selbstdisziplin und ungebrochene Willenskraft als Wert auch Einzug in die bürgerlichen Kinderzimmer<sup>3</sup> hielt. Zugleich lässt sich eine Emotionalisierung und Sakralisierung von Arbeit konstatieren, noch vor Familie und Nation wurde Arbeit mit ihren Ableitungen Beruf und Dienstpflicht zu einem Fixstern am „bürgerlichen Wertehimmel“.<sup>4</sup> Arbeit im eigentlichen Sinne war den männlichen Bürgern vorbehalten, sie vollzog sich nicht im häuslichen Bereich, sondern in der männlichen Sphäre der Erwerbstätigkeit. Zwar war nimmermüder Fleiß grundsätzlich auch eine Lebensmaxime bürgerlicher Frauen. Doch was sie taten im ihnen zugeordneten häuslichen Bereich war nicht Arbeit, es war „Geschäftigkeit“.<sup>5</sup>

In einem geplanten Forschungsprojekt möchte ich das Verhältnis von Männern aus dem Bildungs- und Wirtschaftsbürgertum zu Arbeit und Beruf anhand von Selbstzeugnissen aus der

<sup>1</sup> Emilie Elbers-Osthaus. Stifterin – Wohltäterin- Geschäftsfrau. Das Tagebuch einer Hagener Unternehmerwitwe (= Familienalbum Heft 2, hg. vom Hagener Heimatbund e.V.), Hagen 2008, S. 6-7.

<sup>2</sup> vgl. dazu auch: Gabriele Stumpp, Müßiggang als Provokation, in: Arbeit und Müßiggang 1789-1914. Dokumente und Analysen, hg. von Wolfgang Asholt u. Walter Fähnders, Frankfurt/Main 1991, S. 181-190.

<sup>3</sup> Gunilla-Friederike Budde, Auf dem Weg ins Bürgerleben. Kindheit und Erziehung in deutschen und englischen Bürgerfamilien 1840-1814, Göttingen 1994, S. 113f.

<sup>4</sup> Manfred Hettling, Einleitung, in: Der bürgerliche Wertehimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts, hg v. ders., Göttingen 2000, S. 13.

<sup>5</sup> Pia Schmidt, Warum Frauen nicht arbeiten und was das mit der Arbeit der Männer zu tun hat. Arbeit in der bürgerlichen Geschlechtertheorie, in: Sozialphilosophie der industriellen Arbeit, hg. von Helmut König u.a., Opladen 1990.

zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts untersuchen. Es soll dabei nicht der öffentliche Diskurs, sondern die Frage nach Identitäten und der sozialen Praxis im Mittelpunkt stehen.

In der historischen Forschung ist bislang erstaunlich wenig zum Verhältnis von Arbeit und Männlichkeit erschienen. Dies betrifft auch den angloamerikanischen Bereich, wenn überhaupt, so standen hier die Arbeitswelten von sogen. „blue-collar-workers“ im Mittelpunkt.<sup>6</sup> Für die deutsche Bürgertums-Forschung ist bemerkenswert, dass trotz der Tatsache, dass Arbeit und Bildung immer als zentrale Werte des Bürgertums im 19. Jahrhundert identifiziert werden, es kaum Untersuchungen gibt, die sich mit dem Arbeitsethos in der sozialen Praxis und der Identität von bürgerlichen Männern beschäftigt haben.<sup>7</sup>

Einzelne Hinweise zu Fragen nach dem Stellenwert von Arbeit, Leistung und Beruf im Bewusstsein von männlichen Bürgern bzw. Bürgerkindern finden sich in den Arbeiten von Gunilla-Friederike Budde<sup>8</sup> und Martina Kessel<sup>9</sup>. Mit der Frage nach der Empfindung Langeweile hat letztere den Zusammenhang zwischen Berufswahl, Karrierewünschen, Gestaltung des Arbeitsalltags und der Wahrnehmung von Stockung, Unterforderung oder Gleichförmigkeit im Berufleben bürgerlicher Männer in einer Zeit, die immer mehr auf dynamische Entwicklungen programmiert war, ausgelotet. Sie berührt dabei auch die Frage, wie sich die schon ältere Debatte über die Notwendigkeit der Balance zwischen Arbeit und Muße und die drohende Einseitigkeit der immer mehr auf ihren Beruf ausgerichteten männlichen Arbeitssoldaten auch in den Selbstzeugnissen der bürgerlichen Männer – zumeist höhere Beamte, Unternehmer oder auch Künstler – niederschlug. Gunilla-Friederike Budde widmet sich in „Auf dem Weg ins Bürgerleben“ auch der Frage, wie das bürgerliche Arbeitsethos in die deutschen und englischen Kinderzimmer des Bürgertums bzw. der middle classes Einzug hielt und macht dabei u.a. deutlich, dass die Ausbildungswege des männlichen Nachwuchses aufmerksam verfolgt und geleitet wurden im Hinblick auf eine spätere Berufsorientierung. Der Stellenwert von Arbeit und Beruf wird schließlich auch in der Untersuchung von Bärbel Kuhn über männliche und weibliche Singles im 19. Jahrhundert in den Blick genommen.<sup>10</sup> Am Beispiel des Junggesellen Wilhelm Busch, des Historikers Jacob Burckhardt oder des Ingenieurs Max Eyth wird anhand von Selbstzeugnissen untersucht, inwiefern eine als erfüllend empfundene Arbeit als Ersatz für ein Familienleben gesehen werden konnte bzw. auch umgekehrt eine engagierte Berufsarbeit als Hinderungsgrund für eine Familiengründung gedeutet wurde.

---

<sup>6</sup> Jürgen Martschukat/Olaf Stieglitz, „Es ist ein Junge!“. Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten in der Neuzeit, Tübingen 2005, S. 138)

<sup>7</sup> Vgl. dazu auch. Martschukat, S. 133.

<sup>8</sup> Vgl. Anm. 3.

<sup>9</sup> Langeweile. Zum Umgang mit Zeit und Gefühlen in Deutschland vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert, Göttingen 2001.

<sup>10</sup> Familienstand ledig. Ehelose Frauen und Männer im Bürgertum 1850-1914, Köln u.a. 2000.

Meine Untersuchung lässt sich einordnen in allgemeine Thesen über die Wirkungs- und Lebensbereiche bürgerlicher Männern und Frauen im 19. Jahrhundert. Zum einen ist dies die These von der Sphären- und Geschlechterdichotomie, die sich als Norm um 1800 herauskristallisiert hatte und die den Männern den durch Beruf und Politik geformten Bereich der Öffentlichkeit, den Frauen die durch Heim und Familie geprägte Domäne der Privatheit zuschrieb, für die sie durch ihren spezifischen Geschlechtscharakter bestimmt seien.<sup>11</sup> Mehrere Studien haben schon auf die Durchlöcherung dieser Trennung von Erwerbs- und Familienleben hingewiesen, so etwa die Arbeit von Ann-Charlotte Trepp, die zumindest für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts die aktive und emotionale Beteiligung bürgerlicher Väter aus Hamburger Kaufmannsfamilien an der Erziehung und Pflege der Kinder konstatiert hat.<sup>12</sup> Zweitens wird stets davon ausgegangen, dass sich seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Berufsidentifikation und die Arbeitsintensität von Männern deutlich intensiviert hätten.<sup>13</sup> Hintergrund dafür ist die immer weiter voranschreitende Rationalisierung von Arbeit im Zuge der Durchsetzung der Industrialisierung, die damit im Zusammenhang stehende Spezialisierung und Ausdifferenzierung von Berufsfeldern auch im Verwaltungs- und im wissenschaftlichen Bereich. Hierfür steht aber einer genauere Untersuchung noch aus, die vor allem an der Arbeitspraxis und an der Arbeitserfahrung bürgerlicher Männer ansetzt. Schließlich ist hier auch die funktionale Verschränkung der oben benannten Sphären von Erwerbs- und Familienleben von Bedeutung. Dass sie funktional aufeinander bezogen waren, darüber besteht grundsätzlich kein Zweifel. Wie stark aber familiäre Belange auch zentral für das Berufsleben waren, und umgekehrt, wie stark die familiäre Sphäre durch den Beruf des Ehemanns beeinflusst wurde, diese Ebene soll noch umfassender in den Blick kommen und insbesondere (aber nicht nur) im Zusammenhang von Familienunternehmen näher beleuchtet werden. Schon der Begriff legt nahe, dass die Familien, insbesondere die männlichen Nachkommen, eng in das Unternehmen einbezogen waren. Die Fragen sollen sich hier richten auf die Ausbildungswege des männlichen Nachwuchses in Unternehmerfamilien, auf die Perspektive des Eintritts in die Firma, auf die Zusammenarbeit zweier oder gar dreier Generationen, auf die erneute Frage der Nachfolge, des Stammhalters, und auf den Aspekt des Ruhestandes nach einem „rastlos tätigen Leben“. Der Blick wird dabei auch gerichtet auf die Strukturierung des Arbeitstages, der Balance zwischen Arbeit und Familie und des sonstigen geselligen oder politischen Engagements.

---

<sup>11</sup> Zuerst Karin Hausen, Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere – eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.) Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart 1976, S. 363-393.

<sup>12</sup> Sanfte Männlichkeit, selbständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770 und 1840, Göttingen 1996.

<sup>13</sup> Z.B. Kessel, S. 163, 192.

Da mein Forschungsprojekt sich noch im Anfangsstadium befindet, kann es im Folgenden nur um eine erste Annäherung an ausgewählte Aspekte gehen. Unter der Überschrift „Beruf als familiäre Verpflichtung?“ soll zunächst die Bedeutung der Nachfolge in Familienunternehmen im Mittelpunkt stehen; sodann möchte ich mich exemplarisch der Struktur des Arbeitsalltags nähern; schließlich soll am Beispiel des Ingenieurs Max Eyth nach der Bedeutung von Arbeitsfähigkeit und Leistung in der persönlichen Wahrnehmung von Männern gefragt werden.

### **1. Beruf als familiäre Verpflichtung?: Der Nachfolger im Familienunternehmen.**

Zwei Söhne wachsen heran in der Kaufmannsfamilie Buddenbrook um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Thomas, der zwei Jahre ältere, besucht den Realschulzweig, Christian dagegen lernt auf dem Gymnasium alte Sprachen, ihm traut man sogar ein Studium zu. „Thomas, das ist ein solider und ernster Kopf, er muß Kaufmann werden, darüber besteht kein Zweifel. Christian dagegen scheint mir ein wenig ein Tausendsassa zu sein... Er wird studieren, dünkt mich, er ist witzig und brillant veranlagt“, bescheinigt der Hausfreund und Dichter Jean Jacques Hoffstede den beiden Schülern.<sup>14</sup>

Die Weitergabe der Firma an den männlichen Nachwuchs ist eine ganz selbstverständliche Perspektive. Scheint für den Ältesten diese Zukunft sicher vorgezeichnet, kann auf die Karriere des Jüngeren flexibler und unter Umständen auch mit ein wenig Stolz auf seine nicht ins Kaufmännische schlagenden geistigen Fähigkeit geschaut werden.

Thomas scheint die in ihn gesetzten Erwartungen zu erfüllen. „Augenscheinlich waren auf Thomas Buddenbrook größere Hoffnungen zu setzen als auf seinen Bruder. Sein Benehmen war gleichmäßig und von verständiger Munterkeit; Christian dagegen erschien launenhaft, neigte einerseits zu einer albernen Komik und konnte auf der anderen Seite die Familie auf die sonderbarste Weise zu erschrecken...“<sup>15</sup> Christian wird zunehmend als labiler, hypochondrischer Charakter beschrieben, der an merkwürdigen Phobien, z.B. Schluck- und Atembeschwerden litt, an denen er seine Familie auch stets in ausführlicher Weise teilhaben lässt. Nach dem Tod des Großvaters tritt der Enkel Thomas einige Monate später mit erst 16 Jahren ins Geschäft ein. Als Zeichen seiner Mannwerdung und der Generationenfolge trägt er die lange goldene Uhrkette des Großvaters, die ein Medaillon mit dem Familienwappen enthält. Er setzt die Familientradition in der vierten Generation fort und schein sich der Verantwor-

---

<sup>14</sup> Thomas Mann, Buddenbrooks, Frankfurt/Main 1960, S. 14-15 (Erstausgabe: Frankfurt 1901).

<sup>15</sup> Ebenda, S. 67.

tung auch bewusst zu sein: „Seine Bewegungen, seine Sprache sowie sein Lachen, das ziemlich mangelhafte Zähne sehen ließ, waren ruhig und verständig. Er blickte seinem Beruf mit Ernst und Eifer entgegen.“<sup>16</sup>

Dem Tag seiner Einführung in die Firma verleiht der Vater einen feierlichen Charakter. Thomas wird dem gesamten Personal in den Comptoirs und den Speichern präsentiert. Aber natürlich kennen alle Mitarbeiter bereits den Sohn des Chefs, der diesen schon als jüngerer Knabe begleitet hatte.<sup>17</sup> Zudem waren Geschäft und Familienleben nicht streng getrennt: Das Büro des Vaters lag im stattlichen Wohngebäude der Familie, an Weihnachten fand dort auch die Bescherung für die Beschäftigten, die Comptoristen und die Speicherarbeiter statt. Trotzdem wird der offizielle Eintritt des ältesten Sohnes in das Familiengeschäft als Initiationsritus begangen, mit dem man auch das Fortbestehen der Firma für die weitere Zukunft symbolisch bekräftigte. Thomas enttäuscht die Erwartungen des Vaters nicht, er „war mit Hingebung bei der Sache und ahmte den stillen und zähen Fleiß des Vaters nach.“<sup>18</sup>

Bei Christian macht sich dagegen bald schulische Faulheit und ein Hang zum Theater, insbesondere zu den weiblichen Ensemblemitgliedern bemerkbar, was den christlich strengen Vater nicht wenig beunruhigt.

Um die Nachfolgelinie fortzusetzen, war ein männlicher Erbe nötig, was zu angemessener Zeit eine Heirat erforderlich machte. Wer geheiratet wurde, mit wem man sich verband, war auch für das Familienunternehmen von großer Bedeutung. Trotz der Popagierung eines Liebesideals als Voraussetzung für die Ehe, spielten allgemein im Bürgertum gesellschaftliches Ansehen, Vermögen und geschäftliche Verbindungen eine ausschlaggebende Rolle bei der Partnerwahl.<sup>19</sup> Liebe und Vermögen sollten am besten einfach zusammen kommen. Auch Thomas Buddenbrook weiß dies, und es ist auch ohne elterlichen Druck für ihn eine selbstverständliche, wenn auch schmerzliche Pflicht, die Verbindung zu der Blumenverkäuferin Anna, in die er sich bei einem Kirmesfest verliebt hatte, zu beenden.

Äußerer Anlass für den Abschied ist seine Abreise nach Amsterdam. Dort soll er, wie es für Kaufmannsöhne üblich war, Erfahrungen in einem anderen Handelshaus sammeln und geschäftliche Verbindungen knüpfen, um damit seine Ausbildung zu vervollständigen. Sein Vater hat für ihn eine Anstellung in einem befreundeten Handelshaus in Amsterdam gefunden. Diskret gibt ihm das auch die Gelegenheit, ein Auge auf das Tun seines Sohnes zu haben und

---

<sup>16</sup> Ebda., S. 74.

<sup>17</sup> Budde beschreibt in ihrer Untersuchung die zunehmende Entfremdung der Kinder von der Berufsarbeit der Väter, die diese zu einer Art „Mysterium“ werden ließ, S. 161.

<sup>18</sup> Buddenbrooks, S. 74.

<sup>19</sup> Vgl. dazu u.a. Karin Hausen, „...eine Ulme für das schwankende Efeu“. Ehepaare im Bildungsbürgertum. Ideale und Wirklichkeiten im späten 18. und 19. Jahrhundert, in: Ute Frevert (Hg.), Bürgerinnen und Bürger, Göttingen 1988, S. 85-117, hier: S. 93.

ihm – falls ein Eingreifen nötig sein sollte – mit Rat und Ermahnungen wieder auf den rechten Weg zu leiten. Die Korrespondenz mit Thomas Prinzipal war für den Konsul aber offensichtlich überaus erfreulich: Thomas Salair war schon in kürzester Zeit erhöht worden. Die positive Resonanz bei Herrn van der Kellen und dessen Familie schreibt der Vater aber auch dem Elternhaus zu: „Du bist nun, mein Sohn, in dem Alter, wo Du die Früchte der Erziehung zu ernten beginnst, die Deine Eltern Dir zuteil werden ließen.“<sup>20</sup>

Weniger aussichtsreich entwickelte sich die Ernte bei dem zwei Jahre jüngeren Christian. Die wissenschaftliche Karriere, die man für den zweiten Sohn in Aussicht genommen hatte, war bald von diesem verworfen worden. Auch für ihn wird nun eine „merkantile Laufbahn“ ins Auge gefasst, auch ihm wird eine Anstellung vermittelt, ebenfalls bei einem befreundeten Handelshaus, das sich in London befindet. Auch der Chef des Londoner Handelshauses steht mit dem Vater in Verbindung und unterrichtet diesen über Christians Fortkommen, das nicht zufrieden stellend ist: Der Sohn zeige am Geschäftlichen nur wenig Interesse, desto mehr an den Vergnügungsmöglichkeiten der Weltstadt, insbesondere dem Theater. Schließlich löst sich die Situation dadurch, dass sich Christian eine Stellung in Südamerika verschafft und von England nach Valparaiso abreist.

Thomas Buddenbrook hat sich durch seinen Aufenthalt im Ausland nicht nur kaufmännische Kenntnisse angeeignet und interessante Verbindungen geknüpft, sondern sich auch gesellschaftlichen Schliff angeeignet. Als der Vater unerwartet stirbt, ist Thomas der Aufgabe gewachsen, nicht nur Chef des Familienunternehmens, sondern auch Oberhaupt der Familie, zu der auch noch die Mutter und zwei Schwestern zählen, zu werden. „Die Sehnsucht nach Tat, Sieg und Macht, die Begier, das Glück auf die Kniee zu zwingen, flammte kurz und heftig in seinen Augen auf. Er fühlte die Blicke der Welt auf sich gerichtet, erwartungsvoll, ob er das Prestige der Firma, der alten Familie zu fördern und auch nur zu wahren wissen werde. An der jovialen, skeptischen und ein bisschen moquanten Geschäftsmannsaugen, welche zu fragen schienen: „Wirst de Saak ook unnerkregen, min Söhn?“ Ich werde es, dachte er...“<sup>21</sup>

Beim Sichten der Familien- und Geschäftspapiere macht sich bei ihm angesichts der als sogar unerwartet hoch eingeschätzten Vermögens dennoch Unzufriedenheit breit: „Wir müssten längst die Million erreicht haben!; sagte er mit vor Erregung gepresster Stimme, indeß seine Hände zitterten... Großvater hat in seiner besten Zeit schon 900.000 zur Verfügung gehabt.“<sup>22</sup> Die Tradition des Familienunternehmens bot Richtung, Sicherheit und Stabilität für das Leben des männlichen Nachfolgers, war aber auch Verpflichtung und Aufgabe. Erhaltung der Firma

---

<sup>20</sup> Ebenda, S. 173.

<sup>21</sup> Ebda., S. 256.

<sup>22</sup> Ebd., S. 255.

war die erste Pflicht, Weiterentwicklung, Erweiterung, Zugewinn und Mehrung des überkommenen Vermögens der Auftrag. Die Traditionslinie war als aufsteigende Linie gedacht. Stolz blickte man zurück auf den Urahn, der als Gewandschneider ersten kaufmännischen Unternehmergeist zu zeigen begonnen hatte, und verfolgte mit Zufriedenheit die Familiengeschichte, die, mit einem prächtigen ledernen Einband versehen, von einem unaufhaltsamen kaufmännischen Aufstieg von Generation zu Generation zeugte. Ein Einbruch in dieser Erfolgsgeschichte war mehr als eine persönliche Niederlage. Die Männer der gegenwärtigen Generation mussten sich immer messen und messen lassen an den Leistungen der Vorangegangenen.

Bei Thomas Buddenbrook trafen, zumindest auf den ersten Blick, Pflicht und Neigung bei seiner Berufswahl zusammen. Er war als Nachfolger bestimmt und übernahm diese Aufgabe auch freudig. Aufgewachsen in einer Atmosphäre, in der die Belange des Handelshauses stets den persönlichen Interessen übergeordnet waren, folgt er den Fußstapfen von Vater, Großvater und Urgroßvater. Es war nicht nur der Gehorsam des Sohnes, sondern auch das Versprechen von Erfolg, materieller Sicherheit und sozialer Anerkennung, das bei dieser Entscheidung locken konnte.

Eine Stichprobe durch über 60 Hagener Industriebetriebe, die in erster Linie mit der Produktion bzw. Weiterverarbeitung von Eisen und Stahl zu tun hatten, aber auch mit Tuchwaren und Papier, gibt einen Einblick in die Nachfolgestrategien anderer Unternehmen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.<sup>23</sup>

In fast allen der zum Teil schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegründeten Unternehmen sind die Söhne als Nachfolger eingetreten. Dies betrifft auch diejenigen Firmen, die sich nicht in Familienbesitz befanden, sondern mehrere Teilhaber aufwiesen, oder zeitweise in eine AG umgewandelt worden waren.

Bei den Familienunternehmen wird der Eintritt des Sohnes nicht immer mit dem Zusatz „und Sohn“ bzw. „und Söhne“ vermerkt. Die Vorstellungen von einem Nachfolger werden aber zum Teil schon bei der Namenswahl deutlich, wenn der Sohn des Unternehmers Söding auf den gleichen Vornamen wie sein Vater getauft wurde. Aus Johann Caspar Junior wurde bald Johann Caspar II, nach der Geburt seines Stammhalters folgte ihm Johann Caspar III.<sup>24</sup> Das Empfinden für die männliche Traditionslinie reichte zum Teil so weit, dass der im Krieg 1871 gefallene Sohn der Familie Johann Caspar Hartkort schon den siebten Caspar in ununterbrochener Reihenfolge repräsentierte.<sup>25</sup>

---

<sup>23</sup> Lieselotte Funcke, Tuche, Sensen, Federn, Stahl. Hagener Industriebetriebe, Hagen 2006

<sup>24</sup> Ebenda, S. 24-25.

<sup>25</sup> Ebda., S. 45.

Wurden mehrere Söhne geboren, so erfolgte seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts häufig eine Aufgabenteilung: Der jüngere der Eicken-Söhne von Eicken & Co. erhielt eine kaufmännische Ausbildung, der ältere studierte Maschinenbau und lernte die Stahlproduktion in englischen Werken kennen.<sup>26</sup> Für manche Firmen ist auch überliefert, dass allein durch den ältesten Sohn und seine Nachkommen die Fortführung gesichert wurde und der jüngere sich geisteswissenschaftlichen oder juristischen Studien widmen konnte. In einigen, wenigen Fällen gingen die Söhne zunächst eigene Wege, traten aber dann nach dem Tod des Vaters in seine Fußstapfen, um das Unternehmen für die Familie zu sichern.

Bei Peter Hartkort und Sohn, Eisen- und Stahlfabrikant, starb der aktuelle Firmeninhaber im Jahre 1888, als der Sohn erst 13 Jahre alt war. Die Firma wurde so lange von den eingesetzten Geschäftsführern kommissarisch geleitet, bis der designierte Nachfolger Peter Herrmann mit 27 die Leitung der Firma übernahm.<sup>27</sup>

Manchmal konnte auch das umgekehrte Problem entstehen: Der Tuchwarenfabrikant Ribbert verfügte über sechs Söhne, die sich das Erbe des Vaters einst teilen würden. Zwei von ihnen gründeten eine eigene Tuchfärberei, vier übernahmen nach dem Tode des Vaters die Firma, was offen bar nicht konfliktfrei vonstatten ging. Irgendwann war nur noch einer der sechs Söhne, Julius übrig, der die väterlichen Geschäfte erfolgreich weiter führte.<sup>28</sup>

Wird die männliche Linie unterbrochen, weil kein Stammhalter geboren wurde, dann kommen auch die Töchter zum Zuge. Häufig sind es dann deren Ehemänner, die - zum Teil schon vorher im Werk tätig - nun die Leitung der Firma übernehmen und so für den Erhalt in der Familie und die spätere Weitergabe an die gemeinsamen Söhne sorgen.<sup>29</sup>

Manchmal sind aber auch andere Geschichten überliefert, wie zum Beispiel das Schicksal des Bankierssohns Karl-Ernst Osthaus. Er sollte in die Fußstapfen des Vaters, der Teilhaber an mehreren Hagener Unternehmen war, treten und eine kaufmännische Ausbildung absolvieren. Das Herz des 1874 geborenen Sohnes gehörte allerdings der Kunstgeschichte, Archäologie und der Philologie. Er war bereit, sich den Wünschen des Vaters zu beugen, bis er im Alter von 23 Jahren das riesige Vermögen seiner Großeltern mütterlicherseits erbte. Danach widmete er sein Leben ausschließlich der Förderung der Kunst und wurde der Begründer des berühmten Folkwang-Museums.<sup>30</sup>

---

<sup>26</sup> Albert Eicken, Aus der Familien- und Firmengeschichte Eicken(= Heft 1 Familienalbum, hrg vom Hagener Heimatbund e.V.), Hagen 2005.

<sup>27</sup> Funcke, S. 20-21.

<sup>28</sup> Ebenda, S. 32.

<sup>29</sup> Z.B. in der Tuchfabrik Moll, ebda., S. 14; oder bei Johann Caspar Harkort GmbH 1896, ebd., S. 45.

<sup>30</sup> Katrin Heinemann, Karl Ernst Osthaus in Hagen: Ein Mäzen und seine Vision, seine Heimat zur Schönheit zu erziehen, Saarbrücken 2008.

Deutlich wird in den anderen Fällen, dass die Nachfolge in der väterlichen Firma eine zentrale Berufs- und Lebensperspektive für die Söhne aus dem Unternehmertum darstellte. Schon mit ihrer Geburt eröffnete sich diese Perspektive und wurde, je nach Anzahl der männlichen Nachkommen, von immer größerer Bedeutung. Nicht immer kann man in die familiären Planungen solch einen Einblick gewinnen wie in die der Familie Buddenbrook.

Untersuchungen von Unternehmerfamilien im 19. Jh. haben zu der Einschätzung geführt, dass seit der Jahrhundertmitte der Anteil der Söhne, die im Geschäft blieben, von 58 auf 76% angestiegen sei.<sup>31</sup> Die Frage nach den Motiven der Söhne, die Nachfolge anzutreten und dies auch in steigendem Maße, ist dabei aber noch nicht genauer untersucht worden: Neben dem Wunsch, dem Willen der Eltern zu entsprechen, können hier auch das Bedürfnis nach materieller Sicherheit, aber auch die Sehnsucht, durch Erfolg soziale Anerkennung zu sichern und sich in den Fußstapfen des Vaters zu bewähren, eine bedeutende Rolle spielen; und natürlich lässt sich erahnen, dass auch elterliche Autorität und familiäre Verpflichtung dabei eine nicht unerhebliche Rolle gespielt haben.<sup>32</sup>

Allerdings: Die Abwege von Karl-Ernst Osthaus sind im Kaiserreich keine Einzelfälle. Die Sehnsucht nach einem künstlerischen, kreativen Beruf war eben auch Ausdruck des Wunsches, der einseitigen Prägung durch ein als nüchtern empfundenes Berufsleben zu entgegen. Der 1875 in eine Kaufmannsfamilie hineingeborene Thomas Mann, Verfasser des Anfang 1901 veröffentlichten Romans „Buddenbrooks“, soll erst den Beruf des Versicherungskaufmanns erlernen, von dem er sich aber ab und (mit einem kleinen Guthaben abgesichert) der Schriftstellerei zuwendet. Bildung und Kultur, der zweite Eckpfeiler bürgerlichen Lebens, kamen natürlich auch in den Erziehungsmaximen für die Bürgerkinder zum Tragen. Budde hat in ihrer Untersuchung deutlich gemacht, dass Bildung und Kunstgenuss im Bürgertum nicht nur demonstrativ inszeniert wurden, sondern auch für die nachwachsenden Generationen Orientierung und Ausflucht zugleich und ein Nährboden für künstlerische Ambitionen boten.<sup>33</sup> Gerade für die Söhne aus dem Wirtschaftsbürgertum musste deutlich werden, dass anders als im Bildungsbürgertum, schöngeistige Interessen mit dem Eintritt in die väterlichen Fußstapfen nur schwer zu verbinden waren.

## **2. Arbeitsalltag**

<sup>31</sup> Dolores L. Augustine, *Patricians & Parvenus. Wealth and High Society in Wilhelmine Germany*, Oxford Providence 1994, S. 149; hier gibt es aber auch andere Einschätzungen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen Einstellungswandel dahingehend konstatieren, dass „der erwerbsbürgerliche Impuls“ kaum die „Generation der Vermögensschöpfer und Statusbegründer“ überdauert habe, Bauer, Franz J., *Bürgerwege und Bürgerwelten. Familienbiographische Untersuchungen zum deutschen Bürgertum im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1991, hier S. 288.

<sup>32</sup> Vgl. dazu auch Budde, S. 218 ff; und Kessel, S. 196.

<sup>33</sup> Budde, S. 217.

Wenden wir uns noch einmal dem Beispiel der Familie Buddenbrook zu. Bei dem jüngeren Sohn Christian scheint es sich um einen solchen Abweichler zu handeln. Er hat einen Hang zum Theater und zu unterhaltenden Geselligkeiten und wenig Interesse an Handelsgeschäften. Allerdings war ihm, nachdem die Nachfolge durch Thomas gesichert schien, durchaus eine andere Laufbahn zugestanden worden, wobei aber mehr an ein Jurastudium gedacht war. Als auch diese Pläne scheitern, wird er vom Vater in einem befreundeten Londoner Handelshaus untergebracht, wo man mit ihm aber sehr unzufrieden ist. Nach einem langjährigen Aufenthalt im Ausland, kehrt er nach dem Tod des Vaters in seiner Heimatstadt zurück. Um ihm eine standesgemäße Beschäftigung zu verschaffen, erhält er eine Prokuristenstelle im Familiengeschäft, die ihm der neue Firmenchef nur ungern einräumt, weil er von den Fähigkeiten des jüngeren Bruders alles andere als überzeugt ist. Anfangs macht sich in Christian Buddenbrook noch eine euphorische Stimmung breit. Ihm sagt die Atmosphäre im Büro zu, er schätzt seinen Armsessel, die Morgenzeitung und den alten Cognac, den er trinkt, bevor er sich der Arbeit im engeren Sinne hingibt. Er würdigt die Qualität des Schreibpapiers und fühlt sich von seiner Hauptaufgabe – die Abfassung der englischen Korrespondenz, die ihm sehr leicht fällt – alles andere als überfordert. Begeistert schildert er im Familienkreis seinen Arbeitsablauf und seine Zufriedenheit, die sich bis auf seine rechte Hand erstreckt: „Es ist ein Gefühl von Selbstgenügsamkeit... Man kann ganz still sitzen, ohne sich zu langweilen“.<sup>34</sup>

Nach anfänglicher Euphorie lässt Christians Arbeitseifer schnell nach, die Vorbereitungen zu seiner Tätigkeit nehmen bald den ganzen Vormittag in Anspruch, mittags geht er zu Essen in den Klub und kehrt von dort häufig erst spät abends zurück.

„Er [Christian] kam aus dem Klub, wo er gefrühstückt und ein kleines Jeu gemacht hatte. Er trug den Hut ein wenig schief und schwenkte seinen gelben Stock...Ersichtlich war er bei guter Gesundheit und bester Laune. Irgendeinen Song vor sich hin summend, kam er ins Comptoir, sagte „Morgen, meine Herren!“, wiewohl es ein heller Frühlings-Nachmittag war, und schritt auf seinen Platz zu, um „mal eben ein bisschen zu arbeiten“.“<sup>35</sup>

Dieses Verhalten bringt die Brüder immer mehr in Dissens. Es ist auch nicht allein der allzu kurze Arbeitstag von Christian, der sie entzweit. Christians Lebenswandel schadet dem Ansehen des Familienunternehmens. Er versteht es nicht wie die andern „die dehors zu wahren“, kennt nicht die schmale Grenze zwischen der Teilhabe an den verschiedenen Formen der (Männer-)Geselligkeiten und dabei trotzdem Integrität und Solidität zu wahren. Der jüngere Bruder gilt in der Stadt bald als (wohlgelittener) Lebemann, der sich öffentlich mit Schauspielerinnen vom Theater sehen lässt. Bei Gesprächen über Geschäftliches oder Politisches wird

---

<sup>34</sup> Buddenbrooks, S. 270.

<sup>35</sup> Ebenda, S. 316-317.

er nicht ernst genommen oder zumeist erst gar nicht einbezogen. Christian gelingt es nicht, mit den Anforderungen eines Arbeitsalltags zurecht zu kommen. Er scheitert in jedem Anlauf, auch bei seinem Versuch, durch eine wirtschaftlich selbständige Existenz mehr Freiheit zu erlangen. Seine Liebe gehört dem Theater und den Geselligkeiten. Anders als sein Bruder (zumindest auf den ersten Blick) ist er nicht in der Lage, die Balance zwischen selbstverständlicher Pflichterfüllung und Zerstreuung zu halten. Dies erkennt er auch durchaus selbst und bringt dies anlässlich eines Streits mit Thomas wegen seines „Bummelantentums“ zum Ausdruck:

„Das ist der Unterschied zwischen uns, siehst Du. Du siehst auch gern ein Theaterstück an, und hast früher, unter uns gesagt, auch deine Techtelmechtel gehabt und lasest eine Zeitlang mal mit Vorliebe Romane und Gedichte und dergleichen... Aber Du hast es immer so gut verstanden, das alles mit ordentlicher Arbeit und dem Ernst des Lebens zu verbinden. Das geht mir ab, siehst Du. Ich werde von dem anderen, von dem Kram, ganz und gar aufgebraucht, weißt du, und behalte für das Ordentlich gar nichts übrig... Ich habe dich immer beneidet, wenn ich dich sitzen sah und arbeiten, denn es ist eigentlich gar keine Arbeit für dich; du arbeitest nicht, weil du musst.“<sup>36</sup>

„Mal eben ein bisschen zu arbeiten“ – dies war nicht die Einstellung, die sein Bruder Thomas mit seinem Beruf verband. Sein Arbeitstag reicht vom morgen bis spätabends. Selbst wenn noch vor dem Frühstück der Barbier Wenzel um acht Uhr ins Haus zu einer gründlichen Rasur kam, wurde diese Zeit zur Erörterung öffentlicher Angelegenheiten mit Herr Wenzel, Mitglied der Bürgerschaft, genutzt. Dabei verbringt auch Thomas seinen Arbeitstag nicht hauptsächlich im Büro. Dort verweilte er morgens nur eine Stunde, erledigte die dringendsten Angelegenheiten und erteilte Anweisungen an seine Untergeben.<sup>37</sup>

Thomas Buddenbrooks restlicher Tag ist erfüllt von zahlreichen Aufgaben und Pflichten. Zum Ansehen eines Kaufmanns tragen nicht nur die Solidität und die Bonität seiner Firma, sondern auch seine Präsenz in der stadtbürgerlichen Öffentlichkeit bei. Die Zeiten im Büro, im Comptoir, sind nicht die einzigen, die zu seinem Arbeitstag zählen. Er begibt sich an die Börse, ist mit Ratsangelegenheiten beschäftigt, nimmt an Sitzungen teil, inspiziert die Speicher und die Schiffsladungen, zeigt sich im Club, wo er auf andere Kaufleute trifft und auch Geschäfte zwanglos vorbereitet werden, besucht die Lesegesellschaft „Harmonie“, in der sich die angesehenen Bürger versammeln, und ist auch bei abendlichen geselligen Ereignissen präsent. Die Mahlzeiten, das zweite Frühstück und das Mittagessen gegen vier werden im Kreis der Fami-

---

<sup>36</sup> Ebda., S. 320f.

<sup>37</sup> Zum Arbeitstag Thomas Buddenbrooks vgl. insbesondere S. 362.

lie eingenommen. Danach nimmt er sich auch Zeit für eine halbstündige Ruhepause auf dem Diwan, die aber auch der Zeitungslektüre gewidmet ist.

Beruf, politisches und karitatives Engagement in der Stadtbürgergemeinde und Geselligkeit, sind in der männlichen Lebenswelt des Bürgers kaum voneinander zu trennen. Es ist kein moderner Arbeitstag mit streng eingehaltenen Bürozeiten von 8 bis 17 Uhr. Er lässt auf der einen Seite Zeit für gemeinsame Mahlzeiten mit der Familie, Besuche im Herrenclub und einer Lesegesellschaft, die man eigentlich dem Freizeitbereich zuordnen würde. Gleichzeitig ist auch bei dieser Freizeitgestaltung die Frage des Geschäfts immer im Vordergrund.

Die Formel vom „rastlos thätigen Leben“ trifft auch auf den Firmenchef Thomas Buddenbrook nicht uneingeschränkt zu. Sein Arbeitsalltag lässt zumindest Spielraum für gemeinsame familiäre Mahlzeiten oder auch mal ein Nickerchen auf dem Sofa, auch wenn die Erfordernisse des Handelshauses und seine Repräsentation den Alltag klar dominieren.

Trotzdem kann auch hier von einer sogen. „Porosität des Arbeitsalltags“ gesprochen werden, die Martina Kessel insbesondere für die höheren Beamten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts konstatiert hat; der Arbeitstag habe ihnen, je nach Arbeitsaufwand, mehr oder weniger Spielraum für andere Aktivitäten auch innerhalb der offiziellen Dienstzeiten gelassen. In einer Zeit, so ihre These, in der beruflicher Tätigkeit ein immer höherer Stellenwert eingeräumt wurde und Zeitökonomie ein dominierender Leitwert wurde, konnte gerade durch den demonstrativ gezeigten souveränen Umgang mit Zeit auch Überlegenheit und Kontrolle über das Arbeitspensum statt stereotypem Fleiß signalisiert werden.<sup>38</sup> Allerdings hat sie auch die Vermutung, dass gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine jüngere, noch ehrgeizigere Generation einen anderen Wind in die Dienstzimmer gebracht hätte.<sup>39</sup>

### **3. Arbeitseifer**

Auch der 1836 geborene Ingenieur Max Eyth hat genaue Vorstellungen über den Stellenwert von Arbeit bei Männern „Beruf und Pflicht sind nun einmal das erste Gebot für den Mann“, schreibt er 1872 an seine Eltern.<sup>40</sup> Und dies betraf ihn umso mehr, als dass er sich als Junggesellen noch mehr als die „Ehemenschen“ in der Verantwortung für die Allgemeinheit sah. So schrieb er an seinen Freund Poggendorf, ebenfalls Junggeselle: „Es ist wirklich für Leute wie Sie und mich eine Lebenspflicht, wie die des Familienvaters für seine Kinder, dass wir ein wenig für die allgemeinen Aufgaben des Daseins sorgen, für welche die Ehekrüppel keine Zeit und Kraft übrig haben“.<sup>41</sup> Max Eyth hatte sein berufliches Leben als Maschinenbau-Inge-

---

<sup>38</sup> Kessel, S. 180.

<sup>39</sup> Ebenda, S. 203.

<sup>40</sup> Max Eyth, Im Strom unserer Zeit Bd. I u. II, Stuttgart Leipzig 1909/1910, S. 386.

<sup>41</sup> Max Eyth, Tagebücher 1882-1896, hg. von Rudolf Laif, S. 236.

nieur im Auftrag der englischen Firma Fowler unter anderem in Ägypten, Indien und den USA verbracht und war dabei für den Vertrieb und den Einsatz von Dampfpflügen der Firma für die Landwirtschaft tätig.

Anfang der achtzehnhundertachtziger Jahre setzte sich Max Eyth nach 21 Jahren vornehmlich im Ausland verbrachter Jahre im Alter von 47 zur Ruhe, zumindest im Hinblick seiner Ingenieurstätigkeit. Er ließ sich in Bonn nieder, setzte sich für die Gründung einer deutschen Landwirtschaftsgesellschaft nach englischem Vorbild ein und publizierte dafür.

Sein Arbeitstag hatte die Struktur, die er ihm selbst verlieh. Seine Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1882 bis 1896<sup>42</sup> veranschaulichen, wie die verschiedenen Lebensbereiche, Arbeit und Freizeit, ineinander übergangen. Vormittags schrieb er an mehreren Beiträgen bzw. Aufsätzen parallel, traf sich zum Mittagessen mit Freunden, Bundesgenossen für sein Anliegen oder einfach Personen aus dem städtischen Leben. Mit Geselligkeiten konnte auch der Nachmittag verbracht werden, etwa mit Verabredungen mit seinem besten Freund Poggen-dorf. Abends besuchte er Konzerte oder Opern wie „Fidelio“, beschäftigte sich mit privater oder beruflicher Korrespondenz oder las. Der Arbeitstag konnte aber auch unterbrochen werden durch Tagesausflüge, Schiffsfahrten den Rhein entlang nach St.Goar oder Mainz, verbunden mit Besichtigungen von Burgen oder Wanderungen, selbst bei schlechtem Wetter, fanden nicht nur am Wochenende statt. So notierte er für einen Dienstag im September 1882: „Schon um 11 Uhr mit dem Aufsatz für die Kölnische fertig. Wetter schön, rasch beschlossen, nach dem Siebengebirge zu gehen.“<sup>43</sup>

Unproduktive Zeiten wurden durchaus im Tagebuch vermerkt. Für den 13. September findet sich die Notiz: „Trübseligstes Regenwetter – Etliche Briefe, Pläne für Aufsätze. Mittags Skizzen zuschneiden und den ganzen Tag geistig verbummelt. Wie ist dem zu helfen? Denn geholfen werden muß.“<sup>44</sup> In den nächsten Tagen schwankt dann die Stimmungslage: Am 14. September heißt es: „Besserer Tag. – Den Plan von 20 R.A.S-Aufsätzen für 11 Hauptzeitungen festgestellt. Bessere Stimmung, aber noch kein richtiges Leben in meinem Leben. Das Wetter ist daran schuld.“<sup>45</sup> Zufriedenheit mit der Arbeitsleistung wird eingeschränkt durch die Unzufriedenheit mit der sonstigen Lebensgestaltung. Auch der nächste Tag kann mit einer befriedigenden Arbeitsleistung aufwarten „Der erste Aufsatz“, wird kurz notiert, aber wirkliche Zufriedenheit will sich dann doch nicht einstellen: „Tag wie gestern. Ein förmliches Kloster-

---

<sup>42</sup> Solche detaillierten Eintragungen finden wir für sein vorangegangenes Leben nicht. Hier berichtet er in zusammenhängenden Darstellungen an seine Eltern (Im Strom unserer Zeit I-III).

<sup>43</sup> Laïs, S. 19.

<sup>44</sup> Ebenda, S. 22.

<sup>45</sup> Ebda.

leben“. Zufriedenheit „tüchtig gearbeitet“ wechselt sich mit Besorgnis „Geht nicht so geschwind“, „Mittags etwas entmutigt, da ich im Material fast ersticke“ ab.<sup>46</sup>

Wird ein kompletter Tag am Schreibtisch verbracht, so vermerkt er auch dies im Tagebuch: „Voller Arbeitstag. Auszüge fertig“, in seinem häufig nur telegrammartigen Stil. Die Sorge, in seinem neuen Lebensort Bonn Geselligkeit zu finden, ist bald obsolet. Er wird zu abendlichen Geselligkeiten eingeladen, spielt an Nachmittagen vierhändig mit Frau Geheimrat Dünkelberg, und verbringt die Abende auch häufig am Stammtisch.

Ob Stolz auf das tägliche Arbeitspensum oder Zweifel an der eigenen Leistungsfähigkeit – die Arbeitsbilanz spielte eine beständige Rolle. Die Freiheit, den Tag selbst zu gestalten – und dies als Junggeselle auch noch ohne familiären Rahmen, bot eine Quelle für Zufriedenheit, aber auch für Selbstkritik. Zudem er an seine Produktivität auch noch höhere Ansprüche stellte. So notiert er für den 11. April 1883: „Aufsatz fertig, was den Tag füllt. Sollte wirklich grundsätzlich noch eine zweite Arbeit – Novellenschreiben, Malen oder etwas derart – ernsthaft betreiben. Ich werde zu einseitig und dann unzufrieden mit mir und der Welt.“<sup>47</sup>

Deutlich wird aus diesen Aufzeichnungen meiner Meinung nach folgendes: Sie bestätigen die schon konstatierte „Porosität“ des Arbeitstages. Hier ist natürlich zu bedenken, dass May Eyth freiberuflich tätig ist, niemandem außer sich selbst Rechenschaft ablegen muss und sich seine Zeit frei einteilen kann. Zudem sind bei ihm die Grenzen zwischen Arbeit und Geselligkeit oft fast fließend: Er folgt einer Essenseinladung, auch in dem Bewusstsein, dort Menschen anzutreffen, die ihm bei der Verfolgung seines Ziels Hilfe oder auch Fürsprecher sein könnten. Er fährt nach Berlin, besucht dort Freunde, Ausstellungen, die Oper und auch Revuen und nutzt dabei selbstverständlich auch die Gelegenheit, mit Männern zusammen zu kommen, die er für den Vorstand der Landwirtschaftlichen Gesellschaft oder zumindest als Gründungsmitglieder und Spender gewinnen kann.

Trotz dieser Freiheiten ist die Frage der Leistungsfähigkeit aber eine beständige Perspektive: Er weist sich selbst zurecht, wenn er Nachmittage oder gar Tage „verbummelt“ hat, er treibt sich an: „Muß dabei schneller werden“, er macht sich darüber Gedanken, sein Arbeitssystem zu verändern um effektiver zu werden. Wird ein Tag im Bezug auf die Arbeit als erfüllt beschrieben, dann kommen ihm andere Bedenken: Die Frage nach der Einseitigkeit, die sich sowohl auf eine unbefriedigende Freizeitgestaltung (vor allem die Geselligkeit mit anderen Menschen) beziehen kann, als aber auch auf sein eigenes Schaffen, das er als vielleicht zu nüchtern empfindet und das deshalb um kreativere Tätigkeiten wie Malen oder Schriftstellern ergänzt werden müsste. Als sich Max Eyth dann nach über zehn Jahren wirklich in seine Hei-

---

<sup>46</sup> Ebd., S. 23.

<sup>47</sup> Ebd., S. 49.

matstadt Ulm zurückzieht, beginnt er tatsächlich schriftstellerisch tätig zu sein und verwirklicht sich damit offenbar einen Jugendtraum.<sup>48</sup> Doch auch diese Arbeit wird zur Mühsal, er geht sehr kritisch mit sich ins Gericht und leidet an starken Selbstzweifeln bezüglich seines Stils. Im Januar 1903, im Alter von 67 Jahren, arbeitet er an der Neuausgabe seines Buches „Im Strom der Zeit“ und klagt am 8. Januar „Wie verschaffe ich mir eine wirksame Bremse?“ „Ich muß ein Mittel finden, langsamer zu arbeiten“.<sup>49</sup> Nach einem kurzen Ruhetag notiert er: „Könnte noch ein paar solcher Tage brauchen“, schreibt aber offenbar wie ein Besessener weiter. „Es ist rätselhaft, dass ich in dieser Hinsicht keinen Willen zu haben scheine und mich die Arbeit wie eine dämonische Kraft in ihrer Gewalt hat. – Nach Berlin muß ein neuer Anlauf genommen werden, dies zu ändern.“<sup>50</sup> Offenbar leidet Max Eyth auch darunter, dass er seine Arbeitsfähigkeit bzw. Leistungsfähigkeit nicht kontrollieren, nicht steuern kann. Nicht nur Ruhebedürftigkeit, Langsamkeit oder Bummelei machen ihn unzufrieden; es ist auch die Kehrseite, das Hetzen bzw. sich Gehetzt fühlen. Statt selbst bestimmt fühlt er sich ausgeliefert, von so etwas wie einer fremden Macht beherrscht, die ihn vorwärts treibt. Vielleicht kann man resümieren, dass Max Eyth ein Mann war, der es sich selbst nicht leicht recht machen konnte. Die Punkte, um die sich diese Selbstkritik rankte, waren aber stets und ausschließlich die Frage seiner Leistungsfähigkeit und der Qualität seiner Arbeit.

Vergleichen wir nun Max Eyths Eintragungen mit der ebenfalls 1836 geborenen Emilie Elbers-Osthaus aus dem westfälischen Hagen, der Witwe des eingangs erwähnten August Wilhelm Elbers. Sie entstammt einer wohlhabenden Unternehmerfamilie und heiratete mit Anfang 20 den Hagener Tuchfabrikanten. Als dieser in den 1880er Jahren stirbt, ist sie mit Ende vierzig Witwe und quasi im vorläufigen Ruhestand: als Gattin und Mutter – die drei Töchter sind mittlerweile erwachsen und verheiratet – und als Repräsentantin einer Unternehmersdynastie, da der Bruder ihres Mannes die Firma nun mit seinen beiden Söhnen weiterführt. Natürlich hat sie Anteile davon geerbt.<sup>51</sup>

Auch sie verfügt dadurch, wie Max Eyth, über ein kleines Vermögen und auch sie hat wie er einen Plan, einen Herzenswunsch, den sie verfolgt. Bei ihm richtet sich der Ehrgeiz auf die Gründung einer deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, bei ihr – typisch für eine Frau ihrer Zeit und ihrer Schicht – richten sich die Pläne auf ein karitatives Projekt. In ihrem Tagebuch, das sie seit dem Tod ihres Mannes ganz regelmäßig führt, finden sich zahlreiche Eintragungen, die die Verfolgung ihres Ziels, der Errichtung eines Pflegeheims für kranke Kinder, bele-

<sup>48</sup> Im Strom unserer Zeit, Bd. III, S. 6.

<sup>49</sup> Adolf Reitz, „Hinter Buch und Schreibtisch. Vergessene Tagebücher von Max Eyth, Ulm 1961, S. 240.

<sup>50</sup> 30. Januar 1903, ebenda, S. 241.

<sup>51</sup> Emilie Elbers-Osthaus. Stifterin – Wohltäterin – Geschäftsfrau. Das Tagebuch einer Hagener Unternehmerwitwe (vgl. Anm. 1)

gen: Besprechungen mit dem leitenden Arzt des örtlichen Krankenhauses, mit ihren Rechtsanwälten, mit Pflegeschwestern, mit weiteren Spendern.

Daneben führt Emilie eine umfangreiche Privatkorrespondenz, auch mit anderen Schützlingen, jungen allein stehenden Frauen, denen sie finanziell unter die Arme greift. Einen großen Teil ihrer Tagebucheintragungen nehmen auch familiäre Ereignisse ein, Krankheiten ihrer Töchter, deren Eheprobleme, Besuche von Enkelkindern, Nichten und Neffen, Brüdern und Schwestern, und auch ihr gesundheitliches Befinden (dies spielt im Übrigen bei May Eyth auch eine starke Rolle).

Vergleich man die Tagebucheintragungen noch etwas genauer, so wird deutlich, dass Reflexionen über einen erfüllten oder nicht erfüllten Arbeitstag sich bei Emilie Elbers so nicht finden lassen. Auch sie hat durchaus mit traditionell als männlich empfundenen Tätigkeiten zu tun: Die Verwaltung ihres Vermögens hat sich nicht ganz aus der Hand gegeben, sie berechnet die Höhe ihrer steuerlichen Verpflichtungen selbst und reflektiert im Tagebuch über die Frage der Erhöhung ihrer Kapitaleinlagen in der Familienfirma Elbersdrucke und zwei weiteren Unternehmen, an denen sie als stille Teilhaberin beteiligt ist.

Die Perspektive der Zufriedenheit, ob sie den Tag sinnvoll mit Arbeit gefüllt hat, Zeit verbummelt, nicht genützt, ausreichend produktiv oder gar zu gehetzt gewesen war, ob sie die Struktur ihres Arbeitstages verändern sollte oder sich gar zu einseitig mit Arbeit beschäftigt habe, taucht in ihrem Tagebuch nicht auf.

Auch Emilie Elbers kennt wie Max Eyth die Befriedigung, wenn eine langwierige, unangenehme und komplexe Aufgabe erledigt ist, wie zum Beispiel die Berechnung ihrer Steuerpflicht. Was sie aber nicht kennt, sind Selbstappelle, Zeit besser zu nützen, „endlich“ etwas abzuschließen. Ein erfüllter Tag bemisst sich bei ihr offenbar nicht wie bei Max Eyth an der Erfüllung eines bestimmten Arbeitspensums. Allerdings: Vielleicht würde man einen anderen Blick gewinnen, wenn Tagebuchaufzeichnungen von Emilie Elbers überliefert wären, die von den Vorbereitungen einer großen Geselligkeit im eigenen Haus berichteten und den Hausfrauenstress (trotz zahlreicher Dienstboten) angesichts dieser Repräsentationspflicht, mit allen Selbstzweifeln, Selbstvorwürfen, Selbstermahnungen etc. deutlich werden ließen. Aber dies wäre keine wirkliche Arbeit im bürgerlichen Sinne. Arbeit war das, was sich in der Erwerbssphäre abspielte, die Tätigkeiten im häuslichen Bereich waren „Geschäftigkeit“, die aus Liebe gespeist wurde.